

Das Loch im Aermel.

Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Anmaßung, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn“, sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuesten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, Alles nach der Mode,

nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Karakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben scheint."

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seinen Reisen ein treuer Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaifetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Baune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reisete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort.“ — „Komm mit; ich helfe dir.“ — Er ließ die Verwaifete neben sich her laufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er sie mit der Post nach seiner Heimath. Ein Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirtschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie können die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Baune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein,“ sagte Herr Marbel: „mir wählt ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Raum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Mar-

bel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach in Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheirathete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken, die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens bei dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krank-

heit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein,“ sagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zwei Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall und ewig, und ich ihnen. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagspaß mit mir; tröstet mich nicht.“

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird Alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert.“

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsortern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommertagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren saufend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die

Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschcn verstummte; die Tänzer flogen aus einander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergöhte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind aufrecht zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinnwebewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrs Geschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermesslichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte sammt den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit abermals zum Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seuzte, der andere fragte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Priese, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn Keiner in die Nester des Baumes hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major,

Sie sind der Jüngste. Holen Sie mir den Schleier!" rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wollte er sich zum gefährlichen Gang rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Gespräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie befehlen!" sagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!" schrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume fausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schlanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freude hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah. „Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!" rief sie dann wieder mit neuer Mänglichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!" sagte die Fürstin und hüpfte selig davon, um sich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgestreckter Hand hinter ihnen, um ein Almosen flehend: der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein

Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, von Tannenharz besudelten und von den Nesten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erstaunt über den Reichthum, mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! Und was wirst du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gib mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Tranrig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes

Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in Allem unwissend, was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß er an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Wochen einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts

dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstage vierhundert Thaler. „Setz, lieber Konrad,“ sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Du hast du Geld. Setz beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräthe alle Vierteljahre vier Thaler. Richte dich ein.“

Konrad wunderte sich, aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahres hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So ging's bis ins zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe

aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne dich nicht; du mußt sie kennen lernen. Bist du schwach und wirst schlecht, gehst du unter. Bist du stark, stehst du wohlthuenend über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selber zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort: Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, das mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Nartheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll u. dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Gerings geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obliegen! — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepudelter Perrücke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrafen. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieute-

nant werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes."

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an zerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrücke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit, rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus rothen Pfenningen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Handelsmann empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren hell und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihm an,“ sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann.“ Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die

Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes, noch Gleichgültiges, weder im Guten, noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Sank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben, und ich Zänker und gallstüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständige Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Rußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf Andern, wie dir Gott durch Andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichthum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perrücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todt-schießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studierte Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang mit Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer dazu herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gerne zu bleiben. Zum Reisen aber gehörte Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doctor juris utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnissiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmaçk, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu statten. In einem Jahr hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzle auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße von Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Jahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück. „Was? bist du's nicht selbst, Konrad?

Spielt du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?"

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Mäntel; auf Reisen ist er Schreinergefell. Der findet mit seinem Handwerk wohl überall Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.“

Da ward Herr Marbel tief gerührt; sein Auge feucht. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja, du bist mein Sohn, ich will dein Vater sein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiderte: „Noch fünf- undzwanzig Thaler. Das ist Alles, was ich erübrigen konnte.“

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!“ sagte Herr Marbel lachend: „Da hast du noch einen Thaler auf die Reise, so hast du sechsundzwanzig! Gott sei mit dir. Schreibe mir alle Vierteljahre, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Ärmel, so wird es dir wohl gehen.“

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thaler machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenen Trümmer einer herrlichen Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen, ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann

in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur, um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten. Ein paar Klaffker mußten ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meisterstöchter hätte den wunderbaren Fremdling gern gehalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Ausstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht wie bei Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in sein deutsches Vaterland wollte er, in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben; ihm auch seine nahe Ankunft gemeldet. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad ward todtenblaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. Er ging

traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Känzlel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tages im Feierkleide zum Banquier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Banquier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlichster Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie doch noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausstattung übermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angeborenen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel Jakobiner; hielt ihn eines Briefwechsels mit Revolutionsfüchtigen verdächtig; für einen Menschen, der sich unter dem Pöbel Anhang verschaffen wolle. Dann kam dies und das dazu. Genug, dem guten Manne ward das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein be-

deutendes Kapital; er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reisete ab. Es sind nun bald drei Jahre.

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konrad mit freudigem Antlitz ins Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herr von Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen.

Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Altek. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor Allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre in Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt, zu meinen Händen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot ihm immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war bestürzt und froh zugleich. „Aber," sagte er, „wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?" Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieses Mannes," sagte er, „und das meinige sind eins."

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle," sprach er, „sind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflich-

tungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwittve, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alted, und ich habe ihr lebenslängliche Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alted gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben."

Konraden blieb gegen diese Klausel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung durch Rath erleichtere.

Noch in derselben Woche reifete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alted; führte ihn in aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger, als einen Tag auf, und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf, Stallung, Scheunen, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach und geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller aufs schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Ge-

sprach erheiterte, sagten, sie habe lebensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien Niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in Alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alstedt einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Hochachtung für sie; sie war ihm Bedürfnis geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzoglicher, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte Jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen. Anmuth und Würde verbreitete über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad war mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Banquier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange,“ schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert, wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb

nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alsted nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und dem Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiderte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflege. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele heben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich

lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossen an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen fest zu drückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen an Josephinen nicht gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag, wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Zierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als spräch' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jedem behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten mit Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller

Unflath lebten sie, neben mageren Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Brantwein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungeschällig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Ärmel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Duzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Duzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Ärmel.

Außer einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Ärmel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hilfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Ärmel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Ärmel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten

schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinausgejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht, in höhern Ständen, der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredelung von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgend's her.

Das wußte Konrad. Sein Erstes war, eine Arbeitsschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerte sich die Näherin, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Hoffart der Menschen und dergleichen Leute, welche die Jugend mit dem Gift der Eitelkeit in Versuchung führen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen,“ sprach Frau Walter, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindesküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Mütze werden Wettseifer erwecken und den Geschmack an Puß und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum

Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt.“

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den fleissen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter schien ihr fast lieber. Bei Spaziergängen hing sie an dessen Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenschule wurden sogleich eingerichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmadchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen das Laster der Ueppigkeit; die Mädchen näherten; die Buben lernten! — so ging Alles in Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht Alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen wußte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigensinn, den sie an Jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und beobachtete

ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsilbig im Gespräch; mit allen Andern (und man hatte Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiderte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

M i ß h e l l i g k e i t e n .

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtssame, die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that Alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, wie sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, „ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen, Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thum mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blickes ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand verblüfft da. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging aufs Feld, und sah sie nun nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; Alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrenhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdross ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Säger der Natur etwas langweilig, die Säger der Liebe etwas nährisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit

Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingelehrt. — Aber das heillose Mädchen! — es war ihm zum Troß blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — dann fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes und Liegendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiß ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsilbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten von Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Banquier Schmidt außerordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtensblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiger Kummer um ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch

ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr."

"Wie!" rief Frau Walter entsetzt: "Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?"

"Sehr wahrscheinlich."

"Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . ."

"Heute Abend erfahren Sie mehr."

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen, und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin, zu seinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpacken der nöthigen Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe; daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstande zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr

Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfsarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschließen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgelegten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad,“ so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren, oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alstedt weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermangelung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweihundertsechzig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane sehr gealtert. Ohnedem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, zu sehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu

entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Falle bitte ich, mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

"Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: "Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom guten Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien: hilf deinem Vater!"

Er richtete Alles zur Abreise vor und packte ein.

R ä m p f e.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, von Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

"Ist's Ernst?" fragte Frau Walter.

"Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien."

"Nach Ostindien!" schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnstuhl, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter: „Es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzurash gehandelt. Wenn Sie sich einige Tage Zeit ließen; — besserer Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!“ — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf, und sagte leise: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine

lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen.“

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht,“ sagte sie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, daß gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger, als sein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. Solche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Altes verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein,“ antwortete sie: „Es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel, Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin, aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind,“ sagte sie: „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine . . .“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie

sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!"

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

A b r e i s e.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfes liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; Jedem war er ein Hausfreund gewesen, Jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das Meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andern im Dorfe, geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach die allgemeine Trauer um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als Alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch

einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaustrat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und Alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen; da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich, Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrak einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies Alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab, und eilte ins Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorfe hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's

denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben, als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephinen, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!"

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er faßte sich, und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!“ sagte er zu sich: „Denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephinen liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Ärmel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!"

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Vanquier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn schon zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst.“

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Vanquier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überließe; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen,

wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, Alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden sich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?“

„Wohl möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung, lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollen Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten.“

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu Allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe.“

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth, als der Dienst reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nicht mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft. Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt.“

Herr Schmidt sah ihn schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!“ rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel.“

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Konrad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenig Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Nührung des Herrn Schmidt etwas erstaunt. „Es ist doch,“ dachte er bei sich selbst, „in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, wie dieser, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläset. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegreicher Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Banquiers, vergaß die verständigen Rätze, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele seine Hochverräthereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber, gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn,“ sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinauspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth

hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab."

"Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen," seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises."

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte seine Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephine, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europas verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Banquier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tages endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest beschlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

"Sie haben, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die

einzigste Klausel in Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden."

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorfe waren, wie Alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise, wie ein Licht vergeht."

„Schreibt sie dies?"

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr."

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann, daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens Wesen verändert. Sie welcke sichtbar hin, die Aerzte zuckten die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?"

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?“

„Sie haben wohlgethan!“ sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?“

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach Alteck schreiben, die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien.“

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?“

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?“

„Nein!“ rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.“

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen.“

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie

wollen einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold in der Welt den verlorenen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben.“

„Ich habe den Grundsatz,“ entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Möglichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That aber steht in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebet; über das Andere waltet der, der Alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein, das ist's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?“

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!“ versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien.“

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?“ rief Konrad erschrocken: „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.“

„Von alle dem nichts!“ antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft: aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen.“

Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten: dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gehört Ihnen."

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ersten Augenblicke nicht mit mir: so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins eines Kapitals von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundert- und zwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?"

„Ghe wir darüber eintreten," sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Unruhe, „müssen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben."

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingerostet sind, kommt's zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an.“

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrak Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben.“

„Mit nichts,“ schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!“

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber, sie ist von vorgestern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?“

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen.“

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?“

„Mein Gott, Sie sehen's, Sie lesen's ja! Vorgestern.“

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Naserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Eck.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden und rief:

„Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht.“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz' dich! — Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haubeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigen Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützlichcs Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unser einem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft: genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und recht beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämost, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.“

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht

glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es nährisch, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Altek angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestückchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und ließ seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt; hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen

starb, ließ ich die Wittve durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist,“ sagte er: „so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraph.“ Hm, dachte ich, wenn's so ist, und Konrad der rechte Mann, so wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraph blieb in Alteck und dich pflanzten wir hin.

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich infognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du singst beim Loch im Ärmel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußstapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder feins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraph schaffe du ab.“

D e r S e r a p h.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, Jeder wird sich seine Seligkeit leicht denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hoherhobenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.“

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte.

Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein,“ schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich's bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger; zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da stehen.“

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad,“ sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!“

V e r f a s s e r.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagessen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reiskleidern, begegneten. Konrad ward blaß vor freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Hestigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinem Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf des Herzens verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun, als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: „Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüsch fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hob Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblieben.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß ihr noch Odem habt!“ rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraph! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von

der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiße des Angesichts essen; aber versteht sich, mit einander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loth im Armel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn," sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kommst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.



und gefunden, ihr
let ihr, wie eure
gesichts essen; aber
wie ich nun wohl
and heilt es, als

n geliebten Alten
Paar ehelich zu-
eifewagen steigen.
t hier keine Bier-
nach Alsted, und
Du gehst jetzt nach
Instruktion, und
zu uns. Josephine
lange Weile hast.“
Tage kam Konrad
er Marbel, Frau
end entgegen flog.
e, durch ihre erste
klich noch gött-
e.

der in Aarau.